

Mirjam Müntefering

Hund aufs Herz



Inhalt

Cover

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

23. Kapitel

24. Kapitel

25. Kapitel

- 26. Kapitel
- 27. Kapitel
- 28. Kapitel
- 29. Kapitel
- 30. Kapitel
- 31. Kapitel
- 32. Kapitel
- 33. Kapitel
- 34. Kapitel
- 35. Kapitel
- 36. Kapitel
- 37. Kapitel
- 38. Kapitel
- 39. Kapitel
- 40. Kapitel
- 41. Kapitel
- 42. Kapitel
- 43. Kapitel
- 44. Kapitel
- 45. Kapitel

GANZ BESONDERS

Über dieses Buch

Lara versteht die Welt nicht mehr: Nach zwanzig Jahren Ehe will ihr Mann sie verlassen – für eine Jüngere! Kurzentschlossen packt sie ihre Sachen und flüchtet zu ihrer Freundin nach Usedom. Doch was soll sie nun mit ihrem Leben anfangen? In ihren alten Job, in der Firma ihrer Noch-Schwiegereltern kann sie nicht zurück.

Bald bietet sich ihr jedoch eine einzigartige Chance: Sie soll für zehn Wochen eine Hundetagesstätte als Urlaubsvertretung übernehmen – und das, obwohl sie gar keine Ahnung von den Vierbeinern hat. Das merkt auch Niklas, der ihr unter die Arme greifen soll und leider verdammt gut aussieht ...

Über die Autorin

Mirjam Müntefering, geboren 1969 im Sauerland, studierte Theater- und Filmwissenschaften sowie Germanistik und arbeitete als Fernsehredakteurin. Seit dem Jahr 2000 schreibt sie Jugendbücher und Romane für Erwachsene. Nachdem sie mehrere Jahre lang eine eigene Hundeschule betrieb, konzentriert sie sich inzwischen ganz aufs Schreiben. Sie lebt mit ihrer Partnerin und ihren Hunden im Ruhrgebiet.

Mirjam Müntefering

Hund aufs Herz



beHEARTBEAT

Digitale Originalausgabe

»be« - Das eBook-Imprint von Bastei Entertainment

Copyright © 2017 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Clarissa Czöppan

Lektorat/Projektmanagement: Rena Roßkamp

Covergestaltung: **Kirstin Osenau** unter Verwendung von Motiven ©
shutterstock/detchana wangkheeree, © shutterstock/Resul Muslu, ©
shutterstock/Ivonne Wierink, © shutterstock/homydesign, ©
shutterstock/Zeljko Radojko, © shutterstock/Kamenetskiy Konstantin, ©
shutterstock/cynoclub, © shutterstock/Very_Very, © shutterstock/Pawel
Kazmierczak, © iStock.com/cmphoto, © iStock.com/yellowsarah
eBook-Erstellung: 3w+p GmbH, Ochsenfurt

ISBN 978-3-7325-4283-3

www.be-ebooks.de
www.lesejury.de

1. Kapitel

»Scheidung?«, wiederholte ich irritiert und sah von der Auftragsbestätigung auf, die ich gerade studiert hatte.

»Was meinst du mit Scheidung?«

Marcel betrachtete mich einen Augenblick ungläubig durch seine schwarzgerahmte Markenbrille und seufzte dann. »Lara, soll das heißen, dass du mir gar nicht zugehört hast?«

Er stand in meinem kleinen Büro, dem Schreibtisch gegenüber an den Aktenschrank gelehnt, und wirkte mit einem Mal verärgert.

»Ähm ...«, machte ich, blinzelte kurz und legte dann entschlossen die Hände auf den vielversprechenden Auftrag vor mir. »Doch. Natürlich. Du hast gesagt, dass Tatjana aus der Buchhaltung schwanger ist«, sagte ich dann. Denn das war tatsächlich das, woran ich mich gerade noch so erinnern konnte. Verflüxt, Marcel wusste doch, dass er mich im Büro besser nicht bei der Arbeit störte. Ich war meist so versunken, dass ich nicht viel mitbekam von dem, was er mir mitzuteilen hatte.

»Aber das ist doch kein Beinbruch«, fuhr ich fort, als ich das bestürzte Gesicht meines Mannes sah. »Sie wird vermutlich ein Jahr Elternzeit nehmen. Das können wir irgendwie überbrücken. Unter uns gesagt, die Arbeit, die sie so täglich wegschafft, könnte ich mit Leichtigkeit noch zu meinen Aufgaben dazu nehmen. Sie scheint ja eher dem gängigen Klischee von vollbusigen Sekretärinnen zu entsprechen.« Ich lachte. Doch zu meiner Überraschung lachte Marcel nicht mit. Sein Gesicht verzog sich lediglich zu einer kläglichen Grimasse.

»Larchen«, sagte er dann. Eigentlich hieß ich Lara, aber von unserer Anfangszeit, auch wenn sie schon lange zurücklag, war diese Koseform meines Namens irgendwie als Rudiment geblieben. Marcel nannte mich immer so.

Er löste sich von dem Aktenschrank und trat an den Schreibtisch heran. Ein paar Sekunden lang starrte er mich an. Mit so viel Ernst, schlechtem Gewissen und Flehen im Blick, wie ich es nur von den Momenten kannte, in denen er mich darum bat, wieder einmal seine Eltern Fritz und Elvira Munter, also meine Schwiegereltern und somit die Begründer und Leiter der Reinigungsfirma PUTZmunter, zu einem Abendessen zu uns einzuladen. Angesichts des tollen, großen Auftrags, der vor mir auf dem Tisch lag und gute Laune machte, wollte ich schon gnädig nicken und kommenden Samstag vorschlagen.

Doch da sagte Marcel: »Das Kind ist von mir, Larchen.«

Jetzt war ich diejenige, die starrte. »Das ...?«, bekam ich nur mühsam heraus.

«Das Kind. Tatjana und ich«, sagte Marcel so leise, als befürchtete er, mich durch ein zu lautes Wort vom Stuhl zu fegen. Dazu nickte er langsam.

Das musste ein Scherz sein. Oder ein Traum. Ja, bestimmt träumte ich einen dieser extrem realistischen, grausamen Träume, die uns auch das Unmöglichste plötzlich wie die Wirklichkeit erscheinen lassen. Bis wir schließlich nach Luft schnappend aufwachen und uns nassgeschwitzt, aber grenzenlos erleichtert im eigenen Bett wiederfinden. Neben dem Mann, mit dem wir seit zwanzig Jahren verheiratet sind. Doch so sehr ich mich auch bemühte, mir klarzumachen, dass ich nur träumte, ich wurde einfach nicht wach.

»Es tut mir sehr leid, Larchen«, hauchte Marcel, der mich weiter beinahe hypnotisch beobachtete. »Aber du weißt, wie sehr ich immer Kinder wollte. Du weißt, wie sehr ich es bereut habe, dass wir damals, als wir jung genug waren, die Firma über alles gestellt und unsere

eigenen Wünsche und Lebensträume zurückgestellt haben.«

Ich musste schlucken. Wusste ich all das wirklich?

»Das mit Tatjana und mir ... das war nicht geplant oder so. Bitte denk nicht, dass ich dich verlassen *wollte*. Es war nur ...« Er rang die Hände. »Es ist einfach passiert. Und als sie mir letzte Woche sagte, dass sie ... dass *wir* ...« Sein Gesichtsausdruck wechselte von kummervoll verzogener Miene zu ... Freude.

Nein. Das konnte doch kein Traum sein. Nicht mal im Traum wäre ich so stumpfsinnig, von einem Ehemann zu fantasieren, der trotz des soeben ausgesprochenen Scheidungswunsches die Dreistigkeit hätte, vor lauter Freude über seine schwangere Geliebte seine Ehefrau dermaßen anzustrahlen.

Vielleicht las er in meinem Blick ebenso wie ich in seinem. Denn er gab sich einen Ruck und räusperte sich.

«Natürlich steht dir die Hälfte des Hauses zu. Ich werde es belasten und dich auszahlen. Aber selbstverständlich erst, wenn wir für dich eine gute Alternative gefunden haben. Was hältst du von einer hübschen Eigentumswohnung in diesem neuen Komplex mit Blick auf den See? Es sollen noch welche zu haben sein, habe ich neulich gehört. Klar. Die sind nicht billig, aber dafür haben die diesen unglaublichen Blick. Weißt du noch, wie wir im letzten Sommer da spazieren waren und die Baustelle angeschaut haben? Du hast gemeint, was für ein wahnsinniges Glück die Leute haben, die da wohnen werden. Immer den See vor Augen und ...«

«Raus!«, sagte ich. Meine Stimme, das konnte ich selbst hören, klang eisiger als die der Schneekönigin.

»Larchen, jetzt reagier doch nicht über«, bat Marcel.
»Lass uns in Ruhe darüber reden. Ich ...«

»Raus hier!«, schrie ich und griff nach dem Briefbeschwerer. Ein Hochzeitsgeschenk seiner Eltern.

Marcel mag manchmal ein bisschen reaktionslahm sein. Doch in diesem Moment beschleunigte er auf ungeahnte Weise. In der Tür drehte er sich noch mal um. »Nimm doch den Rest des Tages einfach frei und ...« Ich hob die Hand. Er schloss schnell die Tür. Der Briefbeschwerer traf mit zerstörerischer Wucht das gerahmte Familienbild an der Wand daneben. Das Glas klirrte und splitterte, der Rahmen hüpfte von der Wand und zerschellte am Boden. Ich starrte vom Schreibtisch aus, hinter dem ich aufgesprungen war, darauf. Der Briefbeschwerer mit dieser dämlichen, im Glas eingeschlossenen roten Rose, den ich wegen seines Symbolwertes zwanzig Jahre in Ehren gehalten und auf meinem Firmenschreibtisch geduldet hatte, obwohl ich ihn scheußlich fand, war noch heil. Echte deutsche Wertarbeit eben.

2. Kapitel

«O Gott, das tut mir so schrecklich leid!«, sagte Sandra.

Sie und ich waren seit vielen Jahren befreundet. Eigentlich seitdem ihr Mann Jürgen und Marcel sich im Tennisklub kennengelernt hatten. Deswegen war sie die Erste, die ich nach meinem überstürzten Aufbruch aus der Firma und der Ankunft zu Hause anrief.

»Ich dachte immer, ihr wärt das ideale Paar. Die gemeinsame Arbeit. Gleiche Interessen. Es hat immer alles so gut gepasst.« Ich konnte sie vor mir sehen, wie sie betroffen den Kopf schüttelte. Ihr Mitgefühl tat mir gut.

»Ach, Sandra. Wir wissen doch beide, dass so ein Eindruck täuschen kann. Was nützen denn gemeinsame Hobbys und der ganze Quatsch, wenn dein Mann hinter deinem Rücken doch eine andere vögelt«, sagte ich bitter.

»Du musst erst mal zur Ruhe kommen«, riet Sandra mir.

Ich nickte, und zugleich fiel mir auf, dass Sandra das ja nicht sehen konnte. »Du hast recht«, schob ich hinterher. »Ich glaube, ich brauche jetzt erst mal etwas Zeit, um einen klaren Kopf zu bekommen. Da drin herrscht nämlich gerade Chaos. Kann ich vielleicht bei euch im Gästezimmer übernachten?«

Es wurde sehr still in der Leitung.

»Sandra?«, fragte ich schließlich mit heiserer Stimme.

Sie räusperte sich. »Tut mir wirklich schrecklich leid, das musst du mir glauben. Aber ... bitte versteh, dass ich das nicht einfach so über Jürgens Kopf hinweg entscheiden kann. Wir sind schließlich auch seine Freunde. Jürgen und Marcel in ihrem Männer-Tennis-Klub und so. Verstehst du? Da ist es schwierig, sich in so einer Situation auf eine von beiden Seiten zu stellen.«

Eine heiße Welle schwappte mit einem Mal durch meinen Magen. Es tat geradezu körperlich weh. Ich hätte nicht sagen können, wieso, aber dass sie meiner simplen Bitte nicht nachkommen wollte, schmerzte plötzlich fast ebenso, wie Marcells Eröffnung vorhin im Büro es getan hatte.

»Kapiere«, sagte ich dumpf.

»Du bist doch nicht ärgerlich?«

»Scheiße, nein, Sandra«, erwiderte ich. »Ich bin stinkesauer! Wenn du erst deinen Mann fragen musst, ob ich ›ne Nacht in euerm Gästebett schlafen darf, fahr ich besser zu jemand anderem. Jemandem, der es nicht ›schwierig‹ findet.«

»Ach Lara«, murmelte Sandra bestürzt. Aber ich hatte den Eindruck, dass sie erleichtert war, als wir kurz darauf das Gespräch beendeten.



Ich versuchte es bei allen.

Jaqueline. Theresa. Jennifer. Sogar bei unserem schwulen Freundespaar Mattes und Tom. Alle waren sie schockiert, betroffen, mitfühlend und verständnisvoll. Doch sobald ich um eine vorübergehende Bleibe für die nächsten Tage bat, bekam ich eine Ausflucht nach der anderen zu hören. *Das Gästezimmer wird renoviert. Das Schlafsofa ist total kaputt und lässt sich nicht mehr ausklappen. Die Kinder haben allesamt Frühjahrsgrippe.* Kurz: Keiner unserer gemeinsamen Freunde stellte sich in dieser grässlichen Situation als *mein* Freund heraus. Es war niederschmetternd.

Die Stunden verstrichen. Schließlich näherte sich die Uhrzeit, zu der Marcel gewöhnlich Feierabend machte und aus der Firma nach Hause kam. Würde er überhaupt nach Hause kommen? Oder würde er die neu gewonnene

Freiheit dazu nutzen, um gleich bei Tatjana zu übernachten?

Ich jedenfalls wollte nicht riskieren, ihm heute noch einmal zu begegnen. Viel zu viel ging mir durch den Kopf, in dem schierem Chaos herrschte. Damit hatte Sandra recht gehabt: Ich brauchte wirklich dringend Ruhe. Also ging ich ins Schlafzimmer hinüber, nahm einige, wenige Sachen aus dem Kleiderschrank und stopfte sie in meine Sporttasche. Als ich den Schrank wieder schloss, hielt ich einen Moment inne. Aus der verspiegelten Tür blickte mir mein eigenes, momentan ziemlich blasses Gesicht entgegen. Offenbar war ich mir beim Telefonieren häufiger durchs lange braune Haar gefahren – es wirkte zerzaust. Meine ebenfalls braunen Augen waren rotgerändert. Kurz: Ich sah genau so aus, wie ich mich fühlte.

Nachdem ich aus dem Büro gekommen war, hatte ich mich umgezogen. Meine Lieblingsjeans wirkten schon reichlich abgetragen und das T-Shirt verwaschen. Ja, in diesem lässigen Freizeitdress sah ich zwar schlank und sportlich aus. Aber die strengen, teuren Kostümchen, die Tatjana im Büro trug, schoben sich plötzlich vor mein inneres Auge. Ihre Anfang-zwanzig-Frische. Das stets perfekte Make-up mit dem knallroten Kussmund. Das eindrucksvolle Dekolleté.

Ich drehte mich zur Seite und zog das T-Shirt straffer. Längst nicht so gewaltig wie Tatjanas Profil, aber immerhin auch kein Flachland. Dann beugte ich mich zum Spiegel vor und betrachtete genau die kleinen Fältchen, die sich in meinen Augenwinkeln eingenistet hatten. Bisher hatte ich immer selbstbewusst die Meinung vertreten, dass man einer Frau ruhig ansehen durfte, dass sie die Vierzig überschritten hatte. Schließlich war das ein wunderbares Alter – nicht mehr geprägt von einer rastlosen Suche wie die Zwanziger oder dem zwanghaften Durchsetzen-Wollen von Herzenswünschen wie in den Dreißigern. Nein, ich hatte immer gedacht, dreiundvierzig zu sein, sei im Grunde

der Idealzustand der emanzipierten, starken Frau von heute.

Was für eine Ironie.

Aber was tat ich hier eigentlich? Wenn ich mich noch länger im Spiegel anstarren würde, lief ich Gefahr, tatsächlich Marcel zu begegnen. Also tat ich, was sich nicht vermeiden ließ. Mit den nötigsten Sachen in meiner Tasche fuhr ich wieder los.

Ich parkte in der vertrauten, immer leicht schmutzartig wirkenden Straße im Norden der Stadt, gegenüber dem Kiosk.

»Hey, Larri, lässe dich ma wieder blicken!«, grölte Mohammed aus der kleinen Öffnung mit dem Schiebefenster. Ich winkte ihm zu. Er kannte mich seit über vierzig Jahren. Ich hatte früher bei ihm gemischte Tüten und die *BRAVO* gekauft und ein bisschen für den immer gut gelaunten, glutäugigen Kerl geschwärmt – auch wenn er im Alter meiner Eltern war.

»Wie geht's? Alles paletti?«, rief er mir jetzt zu.

»Es muss, Mohammed. Muss, oder?«, erwiderte ich. Er lachte.

In dem Moment öffnete sich hinter mir die Tür des kleinen Zechenhäuschens, und meine Mutter erschien im Türrahmen.

»Wusst ich's doch: Die Stimme kenn ich! Tach, Mohammed!« Sie drehte den Kopf und rief in den Flur: »Issie wirklich, Heinz!«

Ich nickte Mohammed noch einmal zu und ging dann den schmalen, mit den alten Platten gepflasterten Weg entlang zur Haustür.

»Was schleppst du denn da an?«, wollte meine Mutter wissen und winkte dann ab. »Aber schön, dass du dich mal wieder blicken lässt. Komm rein. Papa und ich essen gerade Abendbrot.«

Ich folgte ihr durch den engen Flur in die Küche, die schon früher das Zentrum des Familienlebens gewesen war,

als mein Bruder Thomas und ich noch hier gewohnt hatten.

Mein Vater saß am Tisch und schmierte sich gerade ein Brot. »Spätzken! Dat ist aber ›ne Überraschung!«, dröhnte er und nahm meinen Begrüßungskuss mit einem breiten Grinsen entgegen. »Setz dich doch. Willste auch Gürksken? Hat deine Mutter selbst eingelegt.« Er hielt eingelegte Gurken für den Hauptbestandteil der Ernährung einer Vegetarierin wie mir.

»Papa, ich ...«, begann ich.

»Jetzt lass das Kind doch erst mal seine Jacke ausziehen«, unterbrach meine Mutter mich und nahm mir die Tasche ab. Beim Hineinspähen zog sie die Brauen hoch. »Sieht ja aus, als wollteste verreisen?!«

Ich sah sie beide an. Da ich nicht sofort antwortete, füllte eine befremdliche Stille den Raum.

»Mama, Papa«, sagte ich schließlich. »Marcel hat mir heute eröffnet, dass er sich scheiden lassen will.«

Mein Vater hielt in der Bewegung inne, mit der er die Leberwurst auf seinem Brot verstreichen wollte.

Meine Mutter setzte die Tasche auf dem Boden ab und legte die Hand an den Mund. »Aber ... Kind ...«, hauchte sie.

Das dreiundvierzigjährige Kind vor ihr zuckte mit den Achseln.

»Isset wegen dem Alten?!«, knurrte Papa, das Wurstmesser immer noch in der Hand. »Dem warst du doch noch nie gut genug für seinen feinen Juniorfirmenchefsohn.«

»Nein, es ist ...«, begann ich.

«O Gott!«, schluckte meine Mutter dazwischen. »Hat er ›ne andere?«

Ich nickte.

Mein Vater bohrte das Messer in die Wurst. »Pffff, wat soll dat denn für eine sein?! Besser als unsre Lara? So hübsch und gertenschlank und hier oben«, er tippte sich mit einem Finger der freien Hand an die Schläfe, »pfffiger

als alle anderen in der Schule. Und dazu ackert se wie ›n Brauereipferd in der blöden Firma. Wat besseres? Pah! Gibt's doch im Leben nich!«

Ach Papa. Er hat mich schon immer für das hellste Licht unter der Sonne gehalten. Und wie immer tat sein Beistand gut. Aber leider sprach die Realität eine andere Sprache.

»Sie ... na ja, sie ist Sekretärin in der Buchhaltung. Und zwanzig Jahre jünger als ich. Und ...« Diesmal musste ich schlucken. »... sie ist schwanger.«

«Von ihm?«, quietschte meine Mutter.

»Ja, sicher«, antwortete ich reflexartig schnell.

»Aber ich dachte, er kann nicht ...«, stammelte sie und brach verwirrt ab.

»Mama! Ich hab dir doch schon öfter erklärt, dass es nicht allein an Marcel lag. Wir ... wollten am Anfang keine Kinder. Und später – hat es einfach nicht mehr geklappt.« Verflixt. Ich hatte es doch gewusst. Hierherzukommen war keine gute Idee gewesen. Ich suchte Ruhe, um meine Gedanken zu ordnen. Stattdessen musste ich nun meinen Eltern Rede und Antwort stehen.

Meine Mutter murmelte etwas Unverständliches und drehte sich zur Küchenzeile, wo sie herumzuhantieren begann.

«Ach, der kriegt sich schon wieder ein«, brummte Papa und biss von seinem Brot ab. »Dat is die Mitleifkreesis, sach ich immer. Da drehen manche einfach durch. Wat sachste, Hilde?«

»Ach nichts«, nuschte meine Mutter. »Ich dachte nur gerade, dass ich schon immer der Meinung war, dass Kinder eine Ehe zusammenhalten. Das siehst du ja an uns«, setzte sie an mich gewandt nach.



Nachdem ich das Abendessen mit meinen Eltern überstanden hatte, bei dem ich lediglich eine Tasse Tee

herunterbekam, zog ich mich eiligst zurück. Mein Jungmädchenzimmer war inzwischen generalüberholt worden und diente meiner Mutter als Bügelzimmer und Besuch als Übernachtungsmöglichkeit. Ich schnappte mir das Telefon und ließ mich aufs Bett sinken.

Jetzt, da ich eine Bleibe für die Nacht gefunden hatte, dachte ich plötzlich an die einzige Freundin, bei der ich nicht spontan hätte unterkommen können. Weil sie einfach zu weit weg wohnte. Aber dafür war ich sicher, dass ihre Reaktion auf meine Neuigkeiten mich nicht enttäuschen würde: Wiebke.

Als wir vierzehn Jahre alt gewesen waren, hatte ich auf ihre Brieffreundinnen-Suchanzeige in der *Poprocky* geantwortet, und es war ein lebhafter Briefaustausch daraus geworden. Dem folgten häufige gegenseitige Besuche. Wiebke war gerne zu mir ins Ruhrgebiet gekommen und hatte die großstädtischen Ausflüge genossen. Und ich hatte sie auf Usedom besucht, wo Strand, Wald, Meer und Sonne lockten. Wir waren also seit dreißig Jahren eng befreundet.

Obwohl sie auf dem beliebten Campingplatz Ostseeblick in Trassenheide einen kleinen Lebensmittelladen betrieb, eine Familie mit drei Kindern zwischen neun und fünfzehn Jahren, Ehemann Ole und eine kratzbürstige Katze zu managen hatte, war sie gleich am Apparat.

»Du rufst genau zur richtigen Zeit an!«, freute sie sich, als ich mich meldete. »Die Bande sitzt ausnahmsweise mal geschlossen vor der Flimmerkiste, und ich hab meine Ruhe.«

Ich lachte.

Sie stutzte. »Was ist los, Lara?«, fragte sie besorgt.

Und schon heulte ich wie ein Schlosshund. Es war ein wahres Wunder, dass sie aus meinem geschluchzten Gestammel überhaupt etwas heraushören konnte. Erstaunlicherweise war sie aber zum Kern der Sache innerhalb kürzester Zeit vorgestoßen.

»*Es ist einfach passiert?*«, wiederholte sie mit einer Stimme, die vor Sarkasmus nur so triefte. »So ein Arschloch! Entschuldige ...«

»Kein Problem«, erwiderte ich. Und jetzt mussten wir beide lachen. Mit einem Mal hatte ich das Gefühl, als würden sich die Ketten, die sich seit dem Morgen immer enger um meine Brust gelegt hatten, plötzlich weiten. Ich konnte wieder atmen.

»Das ist wirklich eine riesige Sauerei, in der du da jetzt steckst, Lara. Aber eins verstehe ich nicht richtig: Wieso bist du da zu deinen Eltern gefahren?«, fragte Wiebke schließlich.

Ich musste den Kloß im Hals wegräuspern. »Ob du es glaubst oder nicht, aber offenbar stehen Marcells und meine gemeinsamen Freunde in so einer Situation für mich nicht zur Verfügung.«

»Aber Schätzchen, wieso bist du denn nicht erst mal in ein Hotel gegangen?«, wollte Wiebke wissen und entwaffnete mich mit dieser simplen Logik.

Schon heulte ich wieder los. Darauf war ich doch tatsächlich nicht gekommen.

Wiebke ließ mich weinen, murmelte liebevolle Worte und wartete einfach ab, bis ich mich beruhigt hatte. Dann sagte sie in ihrer typischen aufgeräumten Art: »So, jetzt mal ganz sachlich überlegt: Gibt's momentan etwas, das du im Ruhrgebiet unbedingt erledigen musst? Wie sieht es aus mit Anwalt und so?«

»Tja, ja, den müsste ich morgen wohl mal anrufen«, schniefte ich.

»Aber davon abgesehen ... Was ist mit der Arbeit?«

»Die können mir erst mal gestohlen bleiben!«, brummte ich. Doch der Gedanke an die Firma, an mein Büro, das ich samt kaputtem Familienbild einfach so zurückgelassen hatte, an die kleine Kantine und die Flure, auf denen mir Mitarbeiter begegnen würden, die vielleicht schon seit

Längerem von Marcells Affäre wussten, senkte sich wie ein Bleigewicht auf meine Eingeweide.

»Wiebke«, sagte ich in plötzlichem Begreifen, »ich glaub, ich kann da überhaupt nie wieder hingehen. Ich meine, ich kann da noch nicht weiterarbeiten. Tür an Tür mit Marcel und seiner Neuen samt Babybauch.«

»Denk da jetzt erst mal nicht dran!«, meinte Wiebke entschieden. »Darüber reden wir, wenn du hier bist. Uns fällt bestimmt was ein.«

»Wenn ich ...?«, wiederholte ich.

«Na, ist doch wohl klar, dass du erst mal zu uns kommst!«, sagte die beste Freundin der Welt mit fester Stimme, die keinen Widerspruch duldete. »Morgen früh fährst du ins Haus, packst zwei Koffer mit deinen liebsten Sachen und kommst rauf!«

Als ich später das Licht löschte und im Dunkeln diesem Tag nachspürte, an dem sich mein ganzes bisheriges Leben geändert hatte, waren es nicht Marcells betretene Miene oder der fliegende Briefbeschwerer, nicht die von angeblichen Freunden am Telefon gemurmelten Entschuldigungen, die den ersten Platz in meinen Gedanken und in meinem Herzen einnahmen. Sondern es waren diese Worte meiner Freundin auf Usedom, die mich einluden und auffingen. Als würde auf der Insel noch mehr auf mich warten als nur ein Ort zum Ausruhen.

3. Kapitel

Am nächsten Morgen tat ich genau das, was Wiebke mir geraten hatte: Ich fuhr in das Haus, in dem Marcel und ich seit unserer Hochzeit gemeinsam gewohnt hatten und das ich bis gestern noch für mein Zuhause gehalten hatte. Als ich die Tür aufschloss, horchte ich kurz hinein. Doch alles war still. Marcel war bestimmt wie üblich längst in der Firma. Als ich zwei Koffer und eine Reisetasche vom Dachboden kramte und den Kleiderschrank nach bequemen Klamotten durchwühlte, in denen ich mich auf der Insel zwischen Sonne, Wind und Meer wohlfühlen würde, ging es mir langsam ein wenig besser.

Das Frühstück mit meinen Eltern war eine kleine emotionale Katastrophe gewesen. Ich wusste ja, dass sie es nur gut meinten. Doch meine Mutter hatte mich wie ein weidwundes Reh beobachtet, und mein Vater hatte zwischen Kaffee und Tageszeitungs-Kreuzworträtsel ständig Bemerkungen wie »Der wird schon wieder schlau! Wart's nur ab. Nicht lange, und der kommt wieder ange krochen!« hinausgeschmettert.

Ich hatte sie von Herzen lieb und spürte, dass es ihnen ebenso ging. Doch aus dem Alter, in dem sie mir bei meinen Problemen helfen konnten, war ich schon mit siebzehn herausgewachsen.

Und so war ich erleichtert, mich mit dem Packen von meinen zermürbenden Gedanken rund um Marcel und die schwangere Tatjana ablenken zu können. Zwei, drei dicke Pullover wanderten ebenso ins Gepäck wie die Regenjacke und der Südwester, den ich ausschließlich bei meinen Wiebke-Besuchen auf Usedom trug. Aber auch jede Menge T-Shirts waren mit von der Partie, meine Wanderstiefel,

Turnschuhe und sogar eine kurze Hose. Es war zwar erst Ende April, aber von meinen vielen Urlauben auf der Insel wusste ich, dass das Wetter dort unberechenbar war – Sturm und Regen ebenso wie der plötzlich hervorbrechende Sonnenschein.

Als ich auch meine Zahnbürste und ein paar Kosmetiksachen zusammengeräumt und im Koffer verstaut hatte, sah ich mich noch einmal gründlich um. Das Bett war gemacht. Aber ich widerstand der Versuchung, mit der Hand unter die Decke zu fahren, um dort eventuell noch dem letzten Rest Wärme nachzuspüren, den Marcel dort hinterlassen haben könnte. Viel zu groß war die Angst davor, dass ich zwischen den Laken nur kühles Nichts finden würde, und die Gewissheit, dass er die letzte Nacht bei seiner Geliebten verbracht hatte.

Mein Herz zog sich bei dem Gedanken zusammen.

Vor der auf antik gemachten Schiefertafel im Flur zögerte ich. Hier hatten wir uns immer gern kleine Nachrichten hinterlassen. Mir kam die Idee, einfach ohne ein Wort aufzubrechen und Marcel in der Ungewissheit zurückzulassen, wohin ich gegangen war.

Doch nachdem ich mich einen Moment in dieser Vorstellung gesonnt, mir seine Sorge und sein Schuldbewusstsein ausgemalt hatte, wurde mir klar, dass er innerhalb von Sekunden auf die Lösung kommen würde.

Also griff ich nach der Kreide und schrieb: »Bin bei Wiebke.« Nicht mehr. Aber auch nicht weniger.



Ich hatte die Fahrt nach Usedom immer geliebt.

Marcel hatte das nicht verstanden, sondern stets nur von den Staus und Baustellen und der endlosen Fahrt gesprochen. Doch das war mir alles egal gewesen. Die vertraute Strecke bedeutete für mich: Die Reise in meine ganz persönliche Auszeit. Nachmittage am Strand.

Gemeinsames Gelächter mit der besten Freundin. Wind in den Haaren und Salzwasser auf der Haut.

Auch heute flog draußen die Landschaft vorbei, und ich fühlte mich, als würde ich Stück für Stück abstreifen und hinter mir lassen, was passiert war. Der Schock über Marcells Eröffnung. Die Gewissheit des monatelangen Betruges. Die Demütigung durch Lüge und Hintergehen.

Und wie um mir zu zeigen, dass ich mit meiner Flucht hierher die richtige Entscheidung getroffen hatte, brach die Wolkendecke plötzlich auf, als ich bei Wolgast auf die Insel fuhr. Ein gebündelter, gleißender Sonnenstrahl fiel direkt vor mir auf die Straße, und als ich hindurchfuhr, musste ich lächeln.

Nach Trassenheide war es von hier aus nicht mehr weit. Und die Fahrt über die Insel war ein bisschen wie nach Hause kommen. Ich sauste an den Feldern vorbei, lächelte über die im Ruhrgebiet nirgends vorkommenden *Vorsicht! Otter-Wechsel!*-Schilder und staunte über einen Schwarm Kraniche. Mit heruntergelassener Scheibe schnupperte ich die Inselluft, stets vermischt mit dem Freiheit verheißenden Geruch des Meeres.

Die Straße in Trassenheide, in der Wiebke und ihre Familie wohnten, war mir vertraut wie meine Westentasche. Wiebke hatte mich offenbar erwartet und stürzte aus dem kleinen Ziegelhaus, kaum, dass ich in der Einfahrt gehalten hatte. Als Teenager war sie spindeldürr gewesen, mit wehenden Spaghettihaaren und Sommersprossen rund um die Nase. Letztere waren immer noch da. Doch ihre Haare trug sie jetzt in einer witzig strubbeligen Muss-schnell-gehen-bin-dreifache-Mutter-Kurzhaarfrisur, und jede der Schwangerschaften hatte ein paar Kilo auf ihren Hüften hinterlassen – was ihrem Schwung jedoch keinen Abbruch tat.

»Moin, Ostseekrabbe!«, bekam ich gerade noch raus, bevor sie die Arme um mich warf und mich an sich drückte.

»Meine Ruhrschnecke!«, grinste sie, als sie mich daraufhin auf Armeslänge von sich schob und prüfend ansah.

»Bist du krank, Lara?«, erklang da hinter Wiebke eine helle Stimme. Es war der neunjährige Lasse, der dort herumzappelte.

»Wie kommst du darauf, Seemann?«, fragte ich.

»Mama hat gesagt, du musst zu uns ins Pflege-Gehege. Und so wie sie dich jetzt anguckt, guckt sie mich immer an, wenn ich Halsweh hab und trotzdem an den Strand zum Spielen will«, erklärte der Junge.

»Lasse, davon verstehst du noch nichts«, raunzte Wiebke ihren Jüngsten an. »Jetzt schnapp dir die Tasche hier und bring sie rauf in Inkens Zimmer.«

Sie selbst und ich nahmen jeweils einen der Koffer und trugen sie hinein.

»Hab ich das richtig gehört? Inkens Zimmer?«, erkundigte ich mich vorsichtig.

»Ja, klar«, sagte Wiebke. »Du brauchst einen Raum für dich. Wenn du länger bleibst, kannst du doch nicht auf dem Sofa im Wohnzimmer schlafen, so wie sonst immer.«

Wir ließen die Koffer im Flur stehen und gingen weiter in die gemütliche Wohnküche, wo die Teenagerabteilung, Wiebkes älterer Sohn Sönke und ihre Tochter Inken, gerade dabei war, sich um die Aufteilung ihrer Haushaltspflichten zu streiten.

»Ich wasch den Salat und putze die Möhren, du schälst die Kartoffeln und räumst hinterher das Geschirr in die Spülmaschine«, kommandierte die fünfzehnjährige Inken ihren drei Jahre jüngeren Bruder herum. »So war es abgesprochen. War es doch, oder Mama? Moin, Lara!«

»Moin, ihr zwei!«, nickte ich den beiden zu.

Katze Minka, die entspannt auf der gepolsterten Eckbank gelegen hatte, sah mich, erschrak und stürmte mit gesträubtem Fell davon. Das kannte ich schon. Spätestens übermorgen würde sie schnurrend auf meinem Schoß

liegen. Ich fragte mich nur, wieso wir das anstrengende Ritual der Annäherung bei jedem Besuch aufs Neue durchmachen mussten.

Sönke winkte kurz, wandte sich aber dann sofort wieder an Wiebke: »Wieso muss ich die ganzen blöden Aufgaben machen? Kartoffeln schälen und Abräumen? Das ist doch voll unfair!«, beschwerte er sich.

»Entschuldige mal«, bemerkte Inken patzig. »Komm mir bloß nicht mit ›unfair‹! Wer von uns muss denn jetzt auf dem Sofa ...«

»Inken!«, zischte Wiebke. Ihre Tochter verstummte gehorsam. Doch ich hatte genug gehört.

»Moment!«, sagte ich und hob die Hände. »Geht es hier etwa darum, dass ich in dein Zimmer ziehen soll, Inken?«

»Das ist vollkommen in Ordnung für sie!«, knurrte Wiebke und warf Inken einen scharfen Blick zu.

Inken zog in ihre Richtung eine Grimasse, doch das Lächeln, das sie mir schenkte, war echt. »Geht schon klar, Lara. Weil du das bist. Aber Sönke muss dafür ...«

»Wenn ich das aber gar nicht möchte?«, unterbrach ich sie.

»Lara ...«, begann Wiebke.

»Nein!«, sagte ich. Und etwas leiser: »Bitte. Ich komm wirklich gut klar mit dem Schlafsofa. Wir kennen uns doch.« Ich zwinkerte den Kindern zu. Sönke grinste. Und auf Inkens Gesicht zeichnete sich etwas ab, das einer verhaltenen Hoffnung glich.

An Wiebke gewandt setzte ich hinzu: »Weißt du etwa nicht mehr, wie das ist, wenn man Teenager ist und sein eigenes Reich haben will, Ostseekrabbe?«

Die kleine Erinnerung an unsere Anfangszeit, zu der sie sich oft darüber beklagt hatte, mit ihrer älteren Schwester ein Zimmer teilen zu müssen, half offenbar.

»Na gut«, brummte Wiebke schließlich.

»Cool, Lara«, lächelte Inken, war aber schlau genug, ihrer Freude nicht zu temperamentvoll Ausdruck zu

verleihen. Sie erinnerte mich oft an Wiebke in diesem Alter. Auf jeden Fall hatte sie extrem feine Antennen für die Befindlichkeiten ihrer Mutter und deren bester Freundin.

»Wie geht's dir denn? Ich mein ...?«

»Seit ich auf Usedom bin, wunderbar!«, strahlte ich, um sie zu beruhigen, setzte dann aber rasch hinzu: »Allerdings habe ich noch eine Bedingung.«

»Bedingung?«, echoten alle drei.

»Ja, dafür, dass ihr mich hier bei euch aufnehmen dürft«, erklärte ich und machte ein paar schnelle Schritte zu Sönke hinüber. Ich griff den Sparschäler von der Arbeitsfläche. »Ich bin für Kartoffelschälen und Spülmaschine einräumen zuständig. Denn das sind zufällig die Sachen im Haushalt, die ich wirklich liebe.«

»Echt jetzt?«, ächzte Sönke.

»Das brauchst du doch nicht ...«, begann Wiebke. Doch ich hielt das Messer in die Höhe. Und dann deutete ich auf meine Koffer im Flur.

»Alles klar«, grinste sie. »Dann herzlich willkommen bei den Petersens!«



Der Abend bei Wiebke und ihrer Familie unterschied sich so grundlegend vom vorangegangenen bei meinen Eltern, dass ich mir absolut sicher war, mit meiner überstürzten Reise hierher genau das Richtige getan zu haben.

Als Ole von der Arbeit nach Hause kam, drückte er mich an seine breite Brust und murmelte etwas davon, dass Marcel ein »verdammter Idiot« sei und dass ich bei ihnen bleiben könne, solange ich wolle. Mehr sagte er nicht zu meiner Situation.

Und das war auch nicht notwendig. Dass es für ihn selbstverständlich war, dass seine Frau ihre frisch verlassene beste Freundin einfach so auf unbestimmte Zeit bei ihnen einquartierte, sagte mehr als tausend Worte.

Den Kindern war die Freude über meinen unverhofften »Besuch« anzumerken. Und so verbrachten wir ein lustiges Abendessen, bei dem ich es genoss, über die Familie-Petersen-üblichen Scherze zu lachen.

Nur hin und wieder überkam mich mit einem Mal das Gefühl, gar nicht wirklich in meiner Haut zu stecken. Es kam mir vor, als würde ich mich von außen betrachten, wie ich hier mit dieser reizenden Familie zusammensaß. Es war, als würde ich mich an all die vorangegangenen Besuche hier erinnern, bei denen ich mich ebenso willkommen gefühlt hatte. Bei denen jedoch etwas Maßgebliches anders gewesen war: Auch wenn ich für ein paar Tage und Abende mit ihnen ihr Heim geteilt und sie mich in ihre Familie aufgenommen hatten, war mir doch immer bewusst gewesen, dass auch ich selbst ein Zuhause besaß. Ein gemütliches Haus, einen liebenden Ehemann, eine erfüllende Arbeit, die daheim auf mich warteten.

Das war diesmal nicht der Fall.

Und das fühlte sich seltsam falsch und unreal an.



Später, als Ole mit den Kindern in einem der Kinderzimmer Karten spielte, machten Wiebke und ich uns im Wohnzimmer breit und sprachen bei einer Kanne Tee über alles, was nun getan werden musste.

Und da war sie wieder mit voller Wucht präsent: meine komplett veränderte Lebenssituation, in der plötzlich Schlagworte wie Anwalt, Verlust der Arbeitsstelle und Kampf um das gemeinsame Haus oder auch der Umzug in eine eigene Wohnung im Mittelpunkt standen und mir damit deutlich machten, dass ich dieses Mal nicht für einen entspannenden Urlaub auf der Insel war.

Als wir gemeinsam eine Liste aller notwendigen Erledigungen, Anrufe und Fragestellungen erstellt hatten, wie es für die Familienmanagerin Wiebke typisch war,

saßen wir eine Weile einfach nur da und starrten auf das bekritzelte Blatt Papier.

»Wie konnte mir das nur passieren?«, hörte ich mich plötzlich fragen. »Warum habe ich nichts gemerkt?«

Wiebke, die dicht neben mir saß, griff nach meiner Hand und hielt sie in ihrer. »Hattest du denn gar keine Ahnung? Ich meine, ist dir nie irgendetwas aufgefallen in der letzten Zeit? Noch längere Arbeitszeiten? Sich häufende Ausflüge des Tennisklubs? Lippenstift am Hemd? Parfüm?«

Ich dachte über ihre Beispiele nach, doch schließlich schüttelte ich den Kopf. »Nichts. Oh mein Gott, Wiebke, meinst du, ich bin eine derart grässliche Ehefrau, dass ich es nicht mal merke, wenn mein Mann mich mit der Sekretärin betrügt?« Ich wollte schlucken. Doch der Kloß in meinem Hals hinderte mich daran.

»Du hast geliebt. Und vertraut«, sagte Wiebke leise. »Ich finde, es zeigt nur, was für ein guter Mensch und was für eine tolle Ehefrau du bist, wenn du keinen blassen Schimmer hattest.«

Sie war wirklich die beste Freundin der Welt, dass sie das so sah.

»Meinst du, dir könnte das auch passieren?«, erkundigte ich mich vorsichtig.

»Mir?«, wiederholte Wiebke skeptisch. »Mrs Kontrolletti? Der Frau, die permanent darauf achten muss, dass ihre Teenagertochter nicht die Schule schwänzt, weil sie es für cool hält? Darauf, dass keines der Kinder zu spät zu einem seiner diversen Kurse oder Sportangebote kommt, dass ihr Mann seine Pullover nicht auf links anzieht, dass alle Rechnungen der Fälligkeit nach sortiert und bezahlt werden, dass immer ausreichend Essen im Kühlschrank ist, dass für den Laden sämtliche Bestellungen pünktlich rausgehen ...« Sie brach ab und wandte sich mir mit großen Augen zu. »Ach, du Schreck. Ich klinge wie eine, die sich nicht eine Sekunde entspannen kann, richtig?«

Bei ihrem entsetzten Gesichtsausdruck wusste ich nicht recht, ob ich lachen oder weinen sollte.

»Du klingst wie eine, die jeden Betrug auf Seemeilen im Voraus wittern und der deswegen so was nie im Leben passieren würde«, sagte ich schließlich. Und die Erkenntnis traf mich wie ein Schlag: »Wer weiß, vielleicht hätte ich meine Ehe noch retten können, wenn ich früh genug mitbekommen hätte, was da läuft?«

Wiebke setzte sich aufrechter hin und fasste meine Hand so fest, dass es fast schmerzte. »Lara«, sagte sie. »Du bist ein grandioser Mensch. Und eine der Sachen, die ich an dir wirklich schätze, ist deine Fähigkeiten, in jedem Konflikt auch deinen Anteil daran zu suchen. Aber das hier ist was anderes. Und wenn ich noch einmal höre, wie du dir tatsächlich selbst die Schuld an Marcells körbchengrößengesteuertem Fehltritt mit Folgen gibst, bekommen wir zwei unseren ersten handfesten Streit. Klar?«

Manchmal sind beste Freundinnen einfach durch nichts zu ersetzen.

4. Kapitel

Ich zog den Schal noch ein wenig enger um den Hals, stopfte ihn zurück in den Kragen meiner Jacke und stapfte durch den Sand der Dünen. Obwohl der soeben angebrochene Mai uns derzeit schon jede Menge warmer Tage und Sonnenschein bescherte, war es morgens am Wasser immer noch empfindlich frisch. Das Meer wirkte eisig grau, und die kleinen Wellen, die an den Strand rollten, hinterließen weißen Schaum.

Die Möwen schien das nicht zu stören. Sie kreischten über den Wellen, hüpfen nach Futter suchend am Wasser herum oder schaukelten weiter draußen bei schwachem Seegang. Ihr Rufen und ihre halsbrecherischen Flugmanöver faszinierten mich auch nach so vielen Jahren immer noch. Vielleicht auch, weil man sie im Ruhrgebiet nur an den großen Stauseen zu sehen bekam.

In den letzten Tagen hatte ich mir angewöhnt, morgens einen Spaziergang am Strand zu machen. Irgendwie tat es mir gut, wenn der Wind meine Haare zerzauste und die vor Gischt feuchte Luft sich auf meine Haut legte.

Eine Woche war vergangen, seit ich auf Usedom angekommen war. Eine Woche, in der ich damit beschäftigt gewesen war, eine Trennung zu organisieren, die ich gar nicht gewollt und schon gar nicht geplant hatte. Die Telefonate mit unserem Anwalt im Ruhrgebiet waren anstrengend gewesen. Aber nichts im Vergleich zu den Gesprächen, die ich mit Marcel hatte führen müssen. Die Stimmung meines Noch-Ehemannes schwankte nämlich derart, als wäre in Wahrheit er derjenige, der von Schwangerschaftshormonen durcheinandergebracht würde, und nicht die vollbusige Tatjana. Mal erging er sich